



Hermann Metzke

## **Genealogie im Spannungsfeld von der Migration bis zur DNA-Analyse**

„Über Bremen in die Welt“, so hieß eine der beiden Vortragsreihen, die wir gestern hier hören konnten, sofern wir nicht, wie bedauerlicherweise Vorstand, Beirat und Delegierte, durch andere Pflichten abgehalten wurden. Bremen als Tor zur Welt, für die einen – damals der kleinere Teil der Reisenden - ein gewagtes Unternehmen, aber mit der Absicht der Wiederkehr, eine Reise eben, zum Vergnügen, zur Belehrung, zum Broterwerb. Für die Anderen mit dem Ziel, sich in einem anderen Land das zu suchen, was zu Hause nicht möglich war, sich eine bessere Existenz aufzubauen als in der Heimat. Oft verliert sich die Spur, manchmal ist sie nur zufällig wiederzufinden, manchmal war es nur ein Lebensabschnitt, in den Archivquellen nicht nachweisbar oder nur durch Zufall sichtbar geblieben. Der Berliner Bäckermeister Johann Friedrich Heyde hat eine Chronik seines Lebens und seiner Familie geschrieben, in der er mehr oder weniger systematisch alle ihm wichtig erscheinenden Ereignisse festhielt: Getreidepreise, Backrezepte, Kriegereignisse, Hausbau, Kindstufen. Helga Schultz hat das kleine Werk unter dem Titel „Der Roggenpreis und die Kriege des großen Königs“ 1988 als Buch herausgegeben. Über einen der Söhne Johann Friedrich Heydes erfahren wir:

„Anno 1762 den 18ten Juni ist mein Sohn Gottfried in der Frembde gegangen den Gott begleiten wolle.“

„Anno 1770 im Monat Augusti ist mein Sohn Gottfried aus Westindien gekommen über Holland. Ist Meister geworden den 17. Octobris 1770, das Meisterstück gebacken bei Meister Jänack, 2 ¼ Roggen, 3 ¼ Weizen Mehl, kostet 119 Thaler in allen.“

„1773 den 22ten Januari wurde mein Sohn Gottfried Heyde mit Marie Lovise Kuchin eingesegnet zur Ehe. Gott segne sie in ihren ganzen Leben.“

Ein einziger lapidarer Satz erschließt einen achtjährigen spannenden, abenteuerlichen Lebensabschnitt. Ohne diesen wäre der Bäckermeister Gottfried Heyde in Berlin für uns einer von vielen, von denen wir glauben, dass sie ein Leben im bürgerlichen Durchschnitt geführt, sich wenig vom Nachbarn unterschieden hätten. Das Beispiel zeigt uns, wie wenig wir von dem Wanderungsradius der Menschen vergangener Zeiten erfassen.

Migration ist eines der zentralen Themen genealogischer Forschung. Die Wanderungen im Gefolge von Kriegs-, Hunger- und Verfolgungszeiten waren und sind Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Weit unauffälliger erscheint das Bild in sogenannten „ruhigen“ Zeiten. Die traditionellen genealogischen Quellen – die Kirchenbücher – erfassen die Abwanderer nur sporadisch. Der dadurch bedingte Eindruck einer stabilen Population, den man aus vielen Familienaufstellungen und Ahnentafeln gewinnen könnte, täuscht, da die durch Wanderungen entstandenen sogenannten „toten Punkte“ häufig nicht geschlossen werden können. Hat man das Glück, daß ein Pfarrer, was im 18. Jahrhundert durchaus nicht ganz selten war, aus Interesse an den Familien seines Pfarrsprengels in der Sterbeeintragung den Verbleib

aller Kinder des Verstorbenen vermerkte, ergibt sich plötzlich für diese Zeit auch in bäuerlichen Familien eine Fluktuation über ganz Deutschland und darüber hinaus, die man in dieser Größenordnung kaum erwartet hätte. Zwar lassen sich große Auswandererströme – etwa die Amerikaauswanderung des 18. und 19. Jahrhunderts oder die Ansiedlung der Rußlanddeutschen in der Zeit Katharinas II. anhand von Auswanderungslisten quantitativ relativ gut erfassen, ihre individuelle Relevanz und sozialgeschichtliche Verknüpfung gelingt in vielen Aspekten erst durch das Hineinstellen in einen familiengeschichtlichen Kontext. So wird die sog. Kettenwanderung, das Nachziehen von Immigranten aus dem Familienkreis, das sich oft über Generationen und erstaunlich langen Zeiträume fortsetzt, in seiner Relevanz erst durch genealogische Erforschung von Auswandererfamilien deutlich. In dieser Hinsicht leisten die Familienforscher eine beachtliche Detailarbeit.

Migration wird uns weiter begleiten, nur dass sie sich weitgehend umgekehrt hat von Auswanderung zur Einwanderung. Die deutsche Genealogie wird sich vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung und der damit zu erwartenden starken Zuwanderung von außen schrittweise in eine Genealogie in Deutschland verwandeln. Immigration hat sich in der genealogischen Forschung immer niedergeschlagen, erinnert sei an Gruppen wie Hugenotten und Waldenser. Aber der Trend wird sich verstärken. Das muß der Familienforschung nicht abträglich sein. Es ist sicher kein Zufall, daß in einem Land mit multiethnischer Herkunft der Bevölkerung wie den USA die Frage nach der eigenen Herkunft eine immer größere Rolle zu spielen scheint. Eine EDV-Firma hat kürzlich für ihr Genealogieprogramm damit geworben, dass in den USA die Ahnenforschung an zweiter Stelle der beliebtesten Aktivitäten im Internet stehe und das drittbeliebteste Hobby der US-Amerikaner sei. Aber die Integration von Menschen aus Kulturkreisen mit völlig anderen, häufig mündlichen Überlieferungstraditionen kann die Formen der deutschen Familiengeschichtsforschung nicht unberührt lassen.

Genealogie ist Spurensuche, Spurensuche mit ganz unterschiedlichen Zielen und Vorstellungen. Suche auch nach der eigenen Geschichte, Suche nach Identität, Suche nach der eigenen Stellung in einer Entwicklungskaskade, in der es ein Vorher und ein Nachher gibt.

Genealogie hat mit Identität zu tun. Tausende von Genealogen haben mit Akribie Generation für Generation zusammengetragen, getragen von der Hoffnung auf die Identität von biologischer und juristischer Vaterschaft. Vaterschaftsuntersuchungen in Kombination mit Wahrscheinlichkeitsrechnung haben in dieser Hinsicht wenig Tröstliches zu Tage gefördert. Im Einzelnen scheint das Problem in Familiengeschichten immer wieder auf, nicht zuletzt auch durch die recht großzügigen Verhältnisse in der Oberschicht – und nicht nur dort – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als ein Beispiel unter anderen sei das Buch von Klaus Dohrn „Von Bürgern und Weltbürgern – eine Familiengeschichte“ zitiert: Die Ehe von Heinrich Dohrn, Direktor und Großaktionär der Pommerschen Provinzial-Zuckersiederei, gestorben 1852, war kinderlos. Er adoptierte ein Kind aus einer unehelichen Verbindung mit einer Soldatentochter, über die praktisch nichts bekannt ist. Mit zunehmendem Alter des Knaben wurde immer deutlicher, dass zwischen Vater und Sohn auffallend wenig Ähnlichkeiten bestanden. Das hat seinerzeit den Stettiner Stadtklatsch sehr beschäftigt und zu den kühnsten Spekulationen bis hin zu einer Vaterschaft des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen geführt. Letzteres führte bei den Dohrns auch zu dem zornigen Ausspruch: „ ..... das wäre ja noch schöner, wenn

wir mit dieser Bande verwandt sein sollten!“, was nicht zuletzt ein interessantes Bild auf die Einstellung des liberalen preußischen Bürgertums dieser Zeit wirft.

Das Auseinanderklaffen von biologischer und juristischer Abstammung ist also kein neues Thema. Für die Familienforschung bekommt diese Frage mit der in den letzten Jahren sehr in die Diskussion kommende DNA-Genealogie jedoch ein völlig neues Gewicht. Genealogie ist – versucht man sie auf ihr Grundanliegen zurückzuführen – die Suche nach dem, was uns geprägt hat. Ich müsste meine Profession als Humangenetiker verleugnen, wenn ich nicht davon ausgehen würde, dass wesentliches unserer Konstitution, unseres Wesens in unserem genetischen background verankert ist. Aber – 99% des Genbestandes von Mensch und Schimpanse sind identisch. Was macht uns als Mensch aus, was bestimmt uns als Individuum?

Was bringt uns vor diesem Hintergrund die DNA-Genealogie? Wir haben inzwischen beispielsweise gelernt, dass sich das Muster der DNA im Verlaufe der Generationen nur sehr langsam ändert. Die sogenannte mitochondriale DNA, die nur von der Mutter auf die Kinder übertragen wird, erlaubt über die Aufstellung von Töchterfolgen die Aufklärung weit zurückreichender Zusammenhänge in mütterlicher Linie. Der britische Molekulargenetiker Bryan Sykes konnte nachweisen, dass es in der mitochondrialen DNA der europäischen Populationen sieben mehr oder weniger differierende Grundmuster gibt, die er publikumswirksam als die sieben Töchter Evas bezeichnete. Damit hat er Zusammenhänge über Hunderttausende von Jahren hergestellt; ein faszinierender Beitrag zu ganz neuen Identitätsebenen. Es ist in den Einzelheiten noch nicht abzusehen, was uns eine konsequente Verfolgung dieser neuen Arbeitsrichtung alles an Einsichten in die historische und biologische Geschichte der Menschheit und nicht zuletzt über unsere individuelle Stellung in ihr bringen wird. Aber was ist unser eigener, ganz persönlicher Erkenntnisgewinn, wenn fast alle Zwischenglieder fehlen?

Genealogie befasst sich mit dem, was uns geprägt hat – sozial und biologisch. Dementsprechend sind die letzten 4-6 Generationen wichtiger als weit zurückreichende Abstammungslinien. In diesem Sinne war die Darstellung der Genealogie wenig hilfreich, die wir Anfang dieses Jahres im Nachrichtenmagazin „FOCUS“ zu lesen bekamen – ein gemeinsamer Vorfahr mit Goethe im 16. Jahrhundert. Dennoch scheint die Suche nach Renommierahren und –verwandten auch auf Außenstehende eine ganz eigene Faszination auszuüben. Und wir sind alle nicht frei davon. Selbstverständlich kann man das Eine tun ohne das Andere zu lassen.

Was aber wichtig ist: Wenn wir eine Forschung im 19. und 20. Jahrhundert betreiben wollen, brauchen wir die Archive dieser Zeit, was eine sorgfältige Abwägung zwischen Datenschutz und Forschungsinteresse notwendig macht. Dieses Thema beschäftigt uns seit langem, immer wieder vor allem dann, wenn Forscher in einem sehr frühen Stadium ihrer Arbeiten nicht weiterkommen, weil ihnen an sich vorhandene Quellen aus Gründen der derzeitigen Rechtslage nicht zugänglich gemacht werden können. Mit dem Rückgang der Mitgliederzahlen der großen Kirchen sind die Kirchenbücher zunehmend nicht mehr flächendeckende Quelle für die Familienforschung. Ihre Stelle müssten zunehmend die Personenstandsregister einnehmen, doch verbietet der §61 PStG generell eine Auskunft mit Ausnahme von Verwandtschaft in gerader Linie. Gehört das in eine Festveranstaltung? Ja und nein. Selbstverständlich wissen wir Genealogen um dieses Problem, aber das Wissen allein genügt nicht. Genealogie ist

akribische Erforschung der Vergangenheit, verbunden mit einem hohen Arbeitsaufwand. Bisher hat der Zugang zu den kirchlichen Quellen im Zusammenhang mit der innerfamiliären Überlieferung in vielen Fällen ausgereicht, um das Grundgerüst für eine Familiengeschichte zu erarbeiten. Mit der zunehmenden Schwierigkeit, Personenstandsquellen des 20. Jahrhunderts in die Forschung einzubeziehen, wird das Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis ungünstiger, was nicht ohne Folgen für die Zukunft der Genealogie in Deutschland bleiben wird. Der einzelne Forscher muß sich pragmatisch mit dem begnügen, was derzeit verfügbar ist, er kann nicht zusätzlich dauernd nach rechts und links schauen. Aber genealogische Vereine und Dachverband haben die Interessen der Genealogen als Gruppe zu vertreten. Das betrifft einerseits die Schaffung von technischen und Informationsgrundlagen, es betrifft aber auch die Zukunftssicherung unseres Arbeitsgebietes. Allein können wir das nicht leisten. Wir brauchen dazu den Schulterschuß mit wissenschaftlichen Gesellschaften, mit Archiven, mit Bibliotheken ebenso wie eine informierte Öffentlichkeit und das Verständnis der Politik. „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ (Im übrigen meine ich, dass Karthago zerstört werden muß.). In Nachahmung des älteren Cato, der diesen Ausspruch immer an das Ende seiner Reden im römischen Senat gestellt haben soll, müssen wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hinweisen, dass Familienforschung Kontinuität zur Voraussetzung hat, in diesem Fall also den Zugang nicht nur zu den personengeschichtlichen Quellen der frühen Neuzeit, sondern auch zu denen der jeweils jüngeren Vergangenheit. Es ist nicht recht einsehbar, weshalb es so außerordentlich schwierig ist, bezüglich der Personenstandsgesetzgebung eine Harmonisierung mit dem Archivgesetz zustande zu bringen. Es gibt in unseren Nachbarländern, nicht zuletzt beim EU-Beitrittskandidaten Polen<sup>1</sup>, sehr vernünftige, pragmatische Lösungen, die man schon im Interesse einer europäischen Harmonisierung nicht unbeachtet lassen sollte. Wir können für dieses unser zentrale Anliegen nur immer wieder um Verständnis und um Verbündete in der Politik werben und geduldig die Zusammenhänge erklären. Es bleibt die Hoffnung, dass in der kommenden Legislaturperiode eine Lösung gefunden wird, die unsere Gesichtspunkte angemessen berücksichtigt.

Die Auseinandersetzungen um den Datenschutz zwingen uns – was ich eher als positiven Aspekt sehen würde – eine Diskussion über das Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit auf, an der wir uns auch öffentlich beteiligen müssen. Es wird zunehmend eine gegenläufige Tendenz von familiengeschichtlichem Interesse und Datenschutz in Deutschland (und in einigen anderen europäischen Ländern) deutlich. Essentiell für die Familienforschung ist, dass Massendaten verfügbar bleiben, die die retrospektive Aufklärung von familiären Zusammenhängen ermöglichen.

Die Diskussion um den Datenschutz hat in den Hintergrund gedrängt, dass es auch ein legitimes Recht auf Wahrung des Andenkens gibt, nicht als rechtliches, wohl aber als ethisches Postulat. Familiengeschichte ist nicht so sehr, auf keinen Fall aber nur biologische Abstammungsforschung; auf die Fußangeln für diesen Ansatz habe ich eingangs bereits hingewiesen. Sie ist ganz wesentlich auch Sozialgeschichte, und sie ist, was ihren emotionalen Aspekt betrifft, wesentlicher Teil einer demokratischen Erinnerungskultur. Wer eigentlich außer uns kümmert sich in dieser Breite um das Andenken des sog. kleinen Mannes?

---

<sup>1</sup> Brózka, Tomacz: Deutsche Personenstandsbücher und Personenstandseinträge von Deutschen in Polen 1898-1945. Frankfurt am Main – Berlin 2000